

# Der indische Weise

Autor(en): **Kuepfer, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **24 (1921-1922)**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748970>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## DER INDISCHE WEISE

Nachdem er von den Ufern des Ganges Abschied genommen und die Musik der Wälder des Himalaya noch einmal das Herz ihres Lieblings mit ihrem Zauber erfüllt hatte, trat er die große Reise über das Meer nach Europa an.

Rabindranath Tagore ist zu uns gekommen, ein Bote aus dem fernen Osten, um all denjenigen unter uns etwas zu verkünden, welche müde, zermürbt und aufgerieben von den Merkmalen unserer abendländischen Scheinkultur, und die gewillt sind, der Stimme des großen Weisen und Dichters zu lauschen.

Es war in Darmstadt, wo Tagore einer Einladung der „Schule der Weisheit“ Folge leistend, eine Woche lang verweilte und während dieser Zeit eine Reihe von öffentlichen Vorträgen, Ansprachen und Lesungen hielt, welche den Teilnehmern derselben die seltene Gelegenheit boten, näher in die tiefe Ideen-, Gedanken und Gefühlswelt dieses morgenländischen Meisters einzudringen.

Eine hohe, schlanke Gestalt, von einem hellgrauen Talar umwallt, sitzt der Dichter unter dem Dach einer dämmrigen Laube in den früheren großherzoglichen Gärten, wo ihn verschiedene Gelehrte und Künstler begrüßen. Die großen, braunen Augen mit ihrem lebendig beredtem Ausdruck blicken den Nahenden milde und gütig an; ein feines, kindlich frommes Lächeln spielt während des Gespräches über seinem Munde. Zart und leise, doch unendlich wohltuend ist der Tonfall seiner Stimme. Alles Laute, Unebenmäßige scheint von dieser Persönlichkeit gewichen zu sein.

Am folgenden Tage las Rabindranath Tagore aus *eigenen* Dichtungen vor. Das Podium des „Saalbau“ ist in einen Hain grüner Blattpflanzen und leuchtender Rosen verwandelt. Wundervoll ranken sich hieraus, von des Dichters melodischer Stimme geweckt, einige Gebilde seiner Lyrik empor: reine, lichte Sterne am Himmel der Poesie. Die englische Übertragung, in der sie zuerst gelesen, vielmehr in feierlich psalmodierender Weise gesungen werden, gibt zwar nur einen schwachen Begriff von dem bengalischen Original wieder, welches Tagore derselben meist in unmittelbarer Weise folgen lässt. Hier nimmt denn auch die Sprache vollends den Ausdruck des rein Musikalischen an. Von einer seltenen Rhythmik

durchdrungen, fließt sie, wie in kristallinen Wellen dahin, reich an Vokalen, von Innigkeit beseelt.

Anschließend daran bringt der Dichter noch ein paar uralte Gesänge aus den Veden, dem Heiligen Buche der Inder, zum Vortrag. Atemlose Stille herrscht im Saal. Weite, dämmerhafte Fernen werden vor dem innern Auge lebendig. Über endlosen Steppen und Reisfeldern glüht die Sonne des Ostens. Palmen breiten ihre kühlenden Fächer aus. Die Türme und bronzenen Kuppeln der weißen Städte zittern in der unbeweglichen Luft. In den Tempeln duftet das Öl der Lampen, und drinnen, im menschlichen Herzen, der dunkeln Kammer, hält der König, Gott seinen Einzug . . . . Ergriffen dankten die zahlreichen Hörer dem großen Dichter mit einem Hoch auf seine indische Heimat.

Tags darauf fanden sich wieder wohl über tausend Menschen im „Saalbau“ ein, um dem morgenländischen Weisen zu lauschen. Diesmal sprach Tagore über das Thema von „Ost und West“. Graf Keyserling hatte, wie auch bei allen übrigen Ansprachen des Dichters, die Aufgabe übernommen, den Sinn des jeweiligen Vortrages abschnittsweise ins Deutsche zu übertragen, was ihm denn auch in anerkanntester Weise gelungen ist. Er äußerte sich ungefähr folgendermaßen: Vor vielen Jahren erhielt ich einmal, als ich arbeitend in meinem Landhaus am Ganges saß, den Besuch einer wandernden Nonne. Während sie sprach, kam der Gärtner herein, um die welkenden Blumen auf dem Tische durch frische zu ersetzen. Da fragte die Nonne, die der Handlung zugesehen hatte: „Warum tun Sie das? — Diese Blumen sind nicht tot; sie bergen noch Leben in sich. Geben Sie mir diese Blumen.“ Und sie nahm die welkenden Blumen und drückte sie an ihr Herz. Die Nonne hatte ein unmittelbares Verhältnis zu dem Wesen der Dinge und sie vermochte dieses Wesen auch in den welkenden Blumen zu sehen. Erst durch diese Nonne lernte ich vollends das Wesen der Blumen erkennen. Genau so geht es den meisten der Menschen mit ihren Mitmenschen. Wenn sie sie nur nach den äußeren Motiven beurteilen, dann ist das menschliche Bild gefälscht. Wenn nicht das seelische Auge geöffnet ist, erkennt man nicht die Seele des Andern, kennt nicht den Kontakt, der unabhängig von Außen ist. Im höchsten Grade ist damit der Fehler in den Beziehungen der Menschen des Westens und des Ostens gedeutet. Der Westen

ist nur zu äußerlichen Zwecken nach dem Osten gekommen, indem er nach dessen äußeren Schätzen suchte und fahndete. Die menschliche Seele zu erkennen oder zu ergründen, lag ihm fern. So konnte ein innerer Kontakt niemals entstehen. Wie der Mensch nicht um den Menschen zu achten nach dem Osten ging, sind auch die guten Gaben nicht zum Guten geraten. So ist der Kontakt ein rein äußerlicher geblieben und konnte er kein Glück, vielmehr nur Schaden bringen. *Es ist ein tiefes Gesetz, dass wer Andere demütigt, vor allem sich selbst demütigt*, wer Anderen Leid antut, vor allem sich selbst Leid bringt. So konnte es nicht anders kommen, als dass das Ausbeutungssystem, das der Westen bisher getrieben, zu einer furchtbaren Strafe für ihn selbst geworden ist. Das bleibt niemals aus. Darum muss jeder von uns sich der tiefen, problematischen Idee bewusst sein, dass alles, was ein Mensch seinem Mitmenschen gegenüber Übles antut, vor allem ihm, früher oder später selbst Übles bringt. Wir müssen bestrebt sein, Besseres zu tun.

Jedes Zeitalter hat eine besondere Spannung und jeder kann nur die Aufgabe erfüllen, zu der ihn seine Zeit berufen hat. So rufe ich besonders die junge Generation an, sich klar zu sein darüber, auf was es in dieser Zeit ankommt. Blättern wir im Buche der Geschichte. Völkern, aus denen große Dichtkunst und umfangreiche Literatur hervorgegangen, die nach der tiefen Wahrheit geforscht haben und von dem rein Sozialen sich lösten, sind unsterblich geblieben. Andere, die von dieser Wahrheit nichts verstanden, die nur nach den äußeren Zielen strebten, von Unterdrückung und Räuberei lebten, die den geistigen Menschen nicht achteten, sind zu Grunde gegangen. So musste es sein. Die Staaten und Völker, die durch die werdende Kraft ihrer Geltung zu großer Machtstellung gelangt sind, bildeten langsam mächtige, herrschende Staatswesen heraus. Aber es wuchs daraus der Aberglaube der Nationen, dass die äußere Maschine das Ganze zusammenhält und das Recht wahrt. Das ist ein Aberglaube! Dadurch, dass sich der Nationalismus wie eine feste Kruste um ein einzelnes Volk schloss, wurde es ihm auf die Dauer immer unklarer und unbewusster, worin eigentlich allein die Kraft, der Glaube besteht. Je weiter dieser Prozess fortschritt, je fester die Kruste sich schloss, desto ohnmächtiger wurde die Seele!

Die Verhältnisse haben sich geändert. Wir sind heute in ein neues Zeitalter eingetreten. Während früher die einzelnen Individuen sich bekämpften, um dann aber schließlich zusammenzutreten und Gemeinschaften gegen andere gemeinsame Feinde bildeten, ist diese Entwicklung unter den großen Nationen nicht fortgeschritten. Das große Problem der Zeit ist übernational. Die meisten glauben, dass dieses Problem irgendwie äußerlich gelöst werden müsste, durch Machtentfaltung, durch Imperialismus. Dies kann aber nur neue Entfremdung, neuen Zwist hervorrufen. Ich glaube, dass das große Ziel nur erreicht werden kann, wenn wir auf die Betonung äußeren Herrscherwillens verzichten, wenn wir menschlich uns verstehen lernen. Jeder soll sein eigenes Leben kennen. Die wahre Freiheit besteht nicht darin, dass man Anderen weh tut oder auf Anderer Kosten lebt. Die eigene Freiheit, das eigene Streben muss so verwendet werden, dass man mit sich selbst alle Anderen vorwärts bringt. Diese Willensfreiheit des persönlichen Ausdruckes ist es, die allein ein harmonisches Zusammenleben ermöglicht. Wenn man andere Zwecke verfolgt, kann man niemals innerlich frei sein. Darum sind alle bisherigen Versuche, die Menschheit durch äußere Mittel voran zu bringen, völlig verfehlt. Nur wenn das von innen heraus geschieht, kann es auch äußerlich vollkommen sein. Das Schlimmste war, dass der Missbrauch der eigenen Kraft einen bezwingenden Reiz auf die Opfer ausübte, dass sie es auf ihre Art den Völkern des Westens nachtaten und auch unter sich die bisher geltende Gemeinschaft missachten lernten. So erleben wir, dass die Menschen sich untereinander bekämpfen und zerfleischen, als ob Sauerstoff und Wasserstoff einander bekämpfen müssen, anstatt zusammen ein harmonisches Molekül zu bilden. Das notwendige Ergebnis ist die Anarchie, die heute im ganzen Westen tobt, eine Katastrophe, die noch lange nicht ihr Ende erreicht, die noch unendlich viel größer für alle Völker des Westens werden wird.

Die tiefste Wahrheit wird in Europa von den Wenigsten erkannt. Wie kaum aus einem andern Erdteile sind die Völker des Westens einander durch Rasse und Geistesanlage gleich und verwandt. Fast nirgends besteht ein Unterschied, der für den Menschen wesentlich ins Gewicht fällt. Darauf, auf dieser ureigentlichen Einheit, beruht ja im wesentlichen die Macht, die Europa über alle Völker der Erde erlangt hat, eine Macht, die eine ungeheure Kraft

darstellt. Wie kann es nur kommen, dass diese Völker, einander so gleich, sich gegenseitig so bekämpfen, dass sie die tiefste Wahrheit nicht erkennen? Die Antwort ist ganz einfach: Das ganze Prinzip Europas ist organisierter Eigennutz. Wenn man mit solchem Prinzip in die Welt hinein tritt, wird man blind. Dann kann es kommen, dass zwei Brüder, die sich im Dunkeln begegnen, einander erschlagen. Wenn die Augen sich öffneten, würden sie erkennen, dass sie Brüder sind, dass es ein Missverständnis war, aus dem sie sich erschlugen.

Nach dem Besitz, nach der Erkenntnis der Wahrheit, der inneren tiefsten Wahrheit müssen wir forschen. Das falsche Prinzip muss verworfen werden, es kann nur immer neues Übel erzeugen. Jetzt suchen alle nach Frieden. Um den Frieden zu finden, dürfen wir keine neue Macht organisieren. Man verstand sich nicht mehr, man hatte jeden Glauben an die Menschheit verloren, daher die Katastrophe, die noch lange nicht zu Ende ist, die nach einem furchtbaren Zusammenbruch einen ebenso furchtbaren Seelenkonflikt bringen wird.

Jetzt handelt es sich um die andere Aufgabe, Osten und Westen in Zusammenhang zu bringen, von der Seele her. Dieses Ziel zu erreichen, sind wir alle nicht mehr im Stande. Das ist die große Aufgabe der jungen Generation. Ihr gilt es, eine neue Welt aufzubauen. ...

Mit einem indischen Gebet schloss der Dichter, den sein Thema allmählich in Feuer und Ekstase gebracht, die bis anhin an ihm nicht beobachtet wurden. Rauschender Beifall lohnten seine, von sichtlicher Begeisterung getragenen Worte.

Draussen, am Herrgottsberg, wo der junge Goethe einst in seinem Darmstädter Freundeskreise so manche köstliche Stunde erlebt hatte, war es Tagore zum erstenmal beschieden, dem deutschen Volkslied im deutschen Walde zu lauschen. Die Schuljugend huldigte dem Dichter des „Wachsenden Mondes“ durch ihren Gesang. Wie anmutsvoll klingen die alten Weisen vom „Knaben mit dem Röslein“, dem „Mühlrad im kühlen Grund“, vom „Lindenbaum“, von der „Jungfrau Loreley“. Ergriffen bittet der morgenländische Dichter wiederholt um einen neuen Gesang. Er liebt diese Lieder, welche von Bäumen und Blumen, Wassern und Strömen, Sonne und Sternen erzählen, die von Seele zu Seele

künden und denen die Musik zarter Sehnsucht und leiser Schwermut Born und Quell ihres Wesens ist. Gleich dem umbrischen Sänger und Spielmann Franziskus scheint er einen unmittelbaren Zugang zu der Musik der Dinge zu haben, legt doch seine Lyrik selbst hinlänglich beredtes Zeugnis genug dafür ab. Seinem bewegten Danke schließt Tagore noch folgende, den empfangenen persönlichen Eindruck widerspiegelnde Worte an: „Wie sich das Leben aus der Erde nach Freiheit sehnt und in Pflanzen, Blumen und Bäumen wachsend erblüht, so sehnt sich das Herz der Menschen nach Freiheit, strömt im Liede sich aus, wird zu Musik, die zum Himmel, zu Gott sich schwingt“ ...

Die Abendsonne funkelt durch die Zweige und Kronen belaubter Platanen. Auf der schlossartigen Terrasse, vor seiner Behausung erscheint Tagore, verschiedene an ihn gerichtete Fragen in kleinerem Kreise zur Beantwortung zu bringen. Er spricht u. a. von den Gebräuchen und Sitten seiner Heimat, von der Art und Weise, wie sich in Indien ein Kunstwerk lebendig erhält, schildert, wie Barden und Sänger durch die Lande ziehen, um ihre Epen zu erzählen und wie Tausende von Menschen sich um die Erzähler scharen, um ihnen, oft tagelang, mit innerem Entzücken zu lauschen. So bleibt der Wert eines Kultur- und Kunstwerkes im Gedächtnis, in der Seele des Volkes, frisch und lebendig erhalten.

Und dann redet der Dichter von der Jugend, ihrer Schulung, ihrer Erziehung. In Indien muss jeder geben, was er besitzt, in erster Linie der Wissende. Der Lehrer nimmt kostenlos jeden Schüler auf, der sich bei ihm meldet. Die Frau des Lehrers wird dem Schüler eine Mutter und gibt ihm Nahrung, Kleidung und Bücher. Liebevoll wacht sie über dem ihr anempfohlenen Schützling. Die Mittel zu diesem kostenlosen Studium aber fließen alljährlich von den Wohlhabenden und Begüterten des Landes zusammen.

Schöne, tiefe Worte findet Tagore über das Wesen der Frau. Er sieht sie in ihrer Bedrückung, in ihrer Not und Sorge, weiß um den Opfersinn, der im Schrein ihres Herzens sich birgt, kennt die Sehnsucht ihrer Seele, die, wie die Lotosblume in dem Schweigen umdunkelter Nächte, nach Licht und Sonne sich sehnt. Auch in ihrer Seele lebt ein ganz individueller Wesenskern, ein jeweiligen nur Einmaliges, Göttliches. Diesen höheren Menschen im Laufe des Seins immer mehr zur Entfaltung, zur Entwicklung bringen zu

können, ist ihrer Natur notwendiges Bedürfnis, ja ist im Grunde die Aufgabe der Frau . . . .

Von der Seele und ihrer Verinnerlichung, von ihren verschlungenen Pfaden aus dem Unvollkommenen zur Vollendung, von ihrer Loslösung aus den Fesseln der Knechtschaft der Sinne und endlichen Erlangung der Freiheit in Gott, hebt der Sänger der *Gitanjali* stets von neuem seine Stimme zu erzählen an. Und wir hören ihm zu, wie die Hirten seiner Heimat am Herdfeuer den Gesängen der *Upanishaden* oder einer Strophe aus der *Gita*, dem Liede des Erhabenen lauschen. Immer wieder sind es ja die uralten Fragen nach Gott und der Seele, nach dem Sinne des Lebens in seinem woher — wozu — wohin, die den denkenden Menschen aller Zeiten und Völker bewegt und beschäftigt haben. Plato suchte ihnen in seinem *Phaidon* eine Antwort zu geben, die christlichen Mystiker und Tiefenschauer des Mittelalters erlebten die individuelle Lösung der Probleme im Innern ihres Herzens, der moderne, ernste Forscher sucht sie aus dem Geiste der Naturwissenschaften herzuleiten.

Der geheimnisvolle Weg führt von außen nach innen, von der Peripherie zum Zentrum. „Wisse, dass alles, was in der Welt ist, in Gott eingeschlossen ist“, lehren die *Upanishaden*. Um Brahma aber finden zu können, bedarf es nicht nur des Suchens nach Gott, sondern ebenso sehr der völligen Hingabe, des restlosen Sichversenkens in ihn. „Und deshalb verliert seine Liebe sich in der Liebe des Liebenden, so wirst du geschaut in vollkommener Vereinigung von Zweien“ (*Gitanjali*). Das ist die eigentliche unio mystica. Sie wird aber nicht auf einmal gewonnen durch die bloße Konzentration des Geistes; sie muss je länger, desto mehr zum Ziele des menschlichen Lebens überhaupt werden. In all ihrem Tun und Denken soll sich die Seele des Unendlichen bewusst sein. In diesem Bewusstsein aber ruht der Quell ihrer Kraft, fließt der Strom ihrer Freude. Das eigentliche Glück des Menschen besteht somit in der Hingabe an etwas, das größer ist als er selbst, an Ideen, die über sein persönliches Leben hinaus führen. Die höchste dieser Ideen aber ist die Gottesidee. Das haben schon Buddha und Jesus erkannt. Auf dem Pfade intellektueller Erkenntnis können wir den Unendlichen niemals erfassen. Dazu gelangen wir nur durch die Tore von Liebe und Weisheit.



Über ihre Schwellen führen denn auch die Wege Rabindranath Tagores. Der Grundzug seines Wesens, wie sein vornehmstes künstlerisches Schaffen sind erfüllt davon. In *Sādhanā*, dem Pfad zur Vollendung spiegeln sie sich im Ausdruck seines philosophischen Denkens wieder. Gemeinsam mit allen großen Dichtungen und Lehren des Morgenlandes bringt auch das Lebenswerk unseres indischen Meisters seine köstlichsten Früchte aus der Quellflut opfernder Liebe und strebender Weisheit hervor. Mit lichtigem Segel gleiten sie auf deren zeitlosen Wassern dahin, und lösen, fernab dem Ufer, in des Schiffers spähemdem Blicke ein ahnendes: „Ex oriente lux“...

ZÜRICH

HERMANN KUEPFER



## VORLADUNG

NACH „LE RENDEZ-VOUS“ VON SULLY PRUDHOMME  
ÜBERTRAGEN VON WERNER SUTERMEISTER

Nacht ist's. Der Astronom auf hoher Warte  
Lässt in des Himmels unbegrenzte Weiten  
Nach goldnen Inseln seine Blicke gleiten —  
Tief unter ihm die Welt, die schlafstarre.

Doch oben glänzt und strahlt's von allen Seiten —  
Und sieh: dort winkt der Stern, auf den er harrete.  
Und jetzt — als ob er den Beschauer narrete —  
Versinkt er jäh in tiefe Dunkelheiten.

In tausend Jahren wirst du wiederkommen.  
So spricht der Forscher. Ja, so wird's geschehen:  
Wider die Wahrheit wird kein Weigern frommen.

Und sollt' auch einst die ganze Menschheit gehen  
Ins Grab, bevor dein Nah'n sie wahrgenommen:  
Die Wahrheit wird hier oben wachend stehen.

